Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 90 (1996)
Heft: 12: 90 Jahre religiös-soziale Bewegung - 90 Jahre Neue Wege

Artikel: NW-Gespräch mit Milan Opoenský : die Hoffnung kann nicht scheitern
Autor: Opoenský, Milan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-144008

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Hoffnung kann nicht scheitern

Für das NW-Gespräch in unserem Schwerpunktheft «90 Jahre Religiös-soziale Bewegung – 90 Jahre Neue Wege» haben wir einen religiösen Sozialisten aufgesucht, der zugleich ein Mann der Kirche ist und sogar an der Spitze der reformierten Kirchen aller Länder und Denominationen steht: unseren Freund Milan Opočenský. Wir wollten von ihm wissen, wie er, der Bürger der Tschechischen Republik, die Zukunft des Sozialismus in dieser angeblich «postsozialistischen» Welt beurteilt, welches seine Position gegenüber dem nicht nur globaler, sondern auch totaler, ja totalitärer werdenden Markt ist, ob der Neoliberalismus die Reformierten nicht zur Erklärung des Status confessionis herausfordert (nach dem Beispiel der Verurteilung der Apartheid durch den Weltbund 1982 in Ottawa). Das Gespräch mit Milan Opočenský führte der Redaktor der Neuen Wege am 2. Oktober in Genf im Haus des Ökumenischen Rates der Kirchen, in dem auch der Generalsekretär des Reformierten Weltbundes seinen Amtssitz oder – zutreffender – sein mehr als bescheidenes Büro hat. *Red.*

Pastor, Administrator und Theologe

NW: Milan Opočenský, Sie kommen aus einem Land, das bis vor wenigen Jahren noch Tschechoslowakei hiess. Sie sind Theologieprofessor, seit 1989 Generalsekretär des Reformierten Weltbundes sowie ein Freund der Neuen Wege und unserer religiös-sozialistischen Bewegung. Heute begegne ich Ihnen in Genf in Ihrem Büro. Darum lautet meine erste Frage: Was sind Ihre wichtigsten Aufgaben als Generalsekretär des Reformierten Weltbundes?

Milan Opočenský: Zunächst einmal habe ich den kleinen *Stab* des Reformierten Weltbundes zu koordinieren. Wir haben einen theologischen Sekretär, einen Sekretär für Zeugnis und Zusammenarbeit sowie eine Mitarbeiterin, die Fragen der Partnerschaft von Frau und Mann in Kirche und Gesellschaft bearbeitet. Vorübergehend befasst sich eine weitere Sekretärin mit Jugendarbeit. Dazu kommt noch der Posten eines Sekretärs für Kommunikation.

Zu meinen weiteren Aufgaben gehört es, auf die *Mitgliedskirchen* des Reformierten Weltbundes zu hören, sie zu besuchen und ihnen in inneren oder äusseren Konfliktsituationen, zum Beispiel bei Auseinandersetzungen mit Regierungen, behilflich zu sein. Darüber hinaus vertrete ich den Reformierten Weltbund gegenüber den andern *ökumenischen Organisationen*. Ich nehme an den Versammlungen des Weltkirchenrates und z.B. an der Ratssitzung des Lutherischen Weltbundes teil. Ich halte Vorträge und Predigten, bin Theologe, Pastor und Administrator zugleich.

NW: Wie viele Kirchen und Gläubige vertritt der Reformierte Weltbund?

Milan Opočenský: Der Weltbund umfasst heute 208 Mitgliedskirchen in 102 Ländern und verbindet mehr als 70 Millionen Christinnen und Christen. Seit seiner Gründung 1875 ist der Reformierte Weltbund eine Gemeinschaft von presbyterianischen, reformierten und unierten, seit 1970 auch kongregationalistischen Kirchen, deren Wurzeln bis in die von Calvin, Zwingli und Knox geprägte Reformation im 16. Jahrhundert zurückreichen.

NW: Sie haben Theologie studiert und 1965 in Prag mit einer Arbeit über den böhmischen Reformator Peter Chelčický, einen Zeitgenossen des Johannes Hus, promoviert. 1967 kamen sie schon einmal

nach Genf, damals als Europasekretär des Christlichen Studentenbundes. 1972 haben Sie sich in Sozialethik habilitiert. Wie sind Sie dazu gekommen, in einem sog. sozialistischen Staat Theologe zu werden?

Milan Opočenský: Ich stamme aus einer Familie, die viele Pfarrer und Theologen hervorbrachte. Ich setze diese Tradition schon in der fünften Generation fort. Ausschlaggebend für meine Berufswahl war aber nicht diese 200jährige Familientradition, meine Eltern hätten es lieber gesehen, wenn ich Arzt geworden wäre. Schon während des Gymnasiums wurde mir klar, dass ich für den kirchlichen Dienst *berufen* war. Vorausgegangen war so etwas wie eine Bekehrung bei einer Jugendretraite. In der Gemeinde meines Vaters war ich während meiner Freizeit für die Jugendarbeit verantwortlich, ich habe Religionsunterricht erteilt und die Sonntagsschule geleitet.

Sehr angezogen und fasziniert wurde ich durch das Zeugnis und die theologische Arbeit des Mannes, der mein Hauptlehrer an der Theologischen Fakultät in Prag wurde, Professor Josef L. Hromádka.

«Auferstehung findet jeden Tag statt»

NW: Nach Ihrer Habilitation erhielten Sie attraktive Angebote von theologischen Fakultäten in der BRD und in den USA. Trotzdem sind Sie nach Prag zurückgekehrt. Sie sagten einmal, diese Option für Ihre Heimat sei eine Glaubensentscheidung gewesen.

Milan Opočenský: Ich bin 1973 zurückgekehrt. Es war die *schwierige Zeit der sog. Normalisierung* in der Tschechoslowakei. Alles hätte gegen eine Rückkehr gesprochen. Mit meiner Frau bin ich jedoch zur Überzeugung gelangt, dass wir unserem Volk in dieser schweren Stunde beistehen sollten. Das war eine *Glaubensentscheidung*. Ich war mir bewusst, dass ich vielleicht nie mehr das Land Richtung Westen hätte verlassen können. Tatsächlich bin ich mir schon bald nach meiner Rückkehr vorgekommen wie in der Verbannung. Ich durfte während fünf Jahren nicht mehr ausreisen. Erst Anfang der 80er Jahre war es mir erlaubt, an den ökumenischen Konferenzen teilzunehmen.

Mit meiner Entscheidung für die Rückkehr in meine Heimat wollte ich auch zur Erneuerung der Gesellschaft beitragen. Allerdings hatte ich damals schon sehr grosse Zweifel an der Art und Weise, wie sich der «Realsozialismus» darstellte. Ich folgte mehr dem *Beispiel von Hromádka*, der ja 1947 auch von den USA in die Tschechoslowakei zurückgekommen war, um seiner Kirche und seinem Volk nahe zu sein.

NW: In einem Vortrag an der Jahresversammlung 1994 unserer Vereinigungen haben Sie den eindrücklichen Satz geprägt: «Gott ist nicht in den Westen ausgewandert.» Inwiefern ist dieser Satz für Sie ein Erfahrungssatz?

Milan Opočenský: Ich war immer der Meinung, dass wir in Mittel- und Osteuropa dazu berufen waren, in schwieriger Zeit ein *Zeugnis* abzulegen und dort zu sein, wo die Menschen sind, um mit ihnen zusammen zu leiden und zu hoffen. Auch in dieser Beziehung war mir Hromádka ein grosses Vorbild. Auch nach '68 war es für mich notwendig, dort zu sein und nicht zu glauben, dass ein sinnvolles Leben nur im Westen möglich sei.

Ich muss gestehen, dass es nicht einfach war, in diesem Glauben durchzuhalten. Ich wurde auch von der Sicherheitspolizei belästigt. Meine Frau durfte einige Jahre nur als Hilfskraft arbeiten, obwohl sie ausgebildete Theologin ist. Meine Kinder hatten Schwierigkeiten mit dem Studium usw. Aber ich bin froh, dass wir das alles auf uns genommen haben, weil es viel zur *Vertiefung unserer christlichen Existenz* beitrug. Überhaupt wehre ich mich sehr entschieden gegen die Auffassung, dass diese 40 oder 50 Jahre mit ihren Höhen und Tiefen eine verlorene Zeit gewesen wären. Wir waren dort, weil Gott uns dort haben wollte.

Stellvertretend haben wir für die *Integrität der Una sancta,* also der ganzen Kirche Jesu Christi, gearbeitet, gerungen und gekämpft. Daran wollte ich mich beteiligen. Ich bin auch gekommen, um die Studierenden an der Theologischen Fakultät zu un-

terrichten. Und ich habe diesen Schritt nie bereut, obschon ich bei den Machthabern nicht eben beliebt war und manche Schikane in Kauf nehmen musste. Besonders schwierig war es, diesen Schritt den Kindern zu erklären, die mit uns zurückgekehrt waren. Aber letzten Endes haben sie uns doch verstanden. Ich meine auch, dass einige Leute über unsere Rückkehr dankbar gewesen sind. Ein Kirchenleiter sagte einmal: «Die Auferstehung findet jeden Tag statt.» So haben wir es wirklich erlebt. Ich bin dankbar, dass ich gerade diese Periode mit dem eigenen Volk und mit der Kirche miterlebt habe.

Solidarität ist auch nach 1989 lebensfähig

NW: Sie waren Schüler und später auch Assistent von Josef L. Hromádka, einem Pionier des christlich-marxistischen Dialogs der 60er Jahre. Unter dem Titel «Sprung über die Mauer» haben Sie auch ein Lesebuch mit den wichtigsten Schriften Ihres Lehrers herausgegeben. Das bewegendste Dokument in diesem Sammelband ist Hromádkas Memorandum zur Niederschlagung des «Prager Frühlings» durch die Sowjetunion am 21. August 1968. Darin lesen wir: «Es ist die Frage, ob der Sozialismus fähig ist, sich schöpferisch zu entwickeln, und ob er die Weltgemeinschaft beeinflussen wird, insbesondere die jüngere Generation, indem er überzeugende Ideen, moralische Offenheit und politische Weisheit anbietet.» Der Sozialismus, der sich für «real existierend» hielt, hat nicht auf seinen Propheten gehört. Hätte er sonst eine Chance gehabt, das Jahr 1989 zu überleben?

Milan Opočenský: Man sollte die verschiedenen Perioden des Sozialismus in der Tschechoslowakei sehr genau unterscheiden. Was in den 60er Jahren versucht wurde, dieses Programm eines *«Sozialismus mit menschlichem Antlitz»*, war von grosser Anziehungskraft, auch im Westen, vor allem in Italien und in Frankreich. Es bestärkte viele von uns in der Hoffnung, dass der Sozialismus noch reformierbar sei. Aber mit dem Einmarsch der Truppen des Warschauerpaktes 1968 haben viele Leute diese Hoffnung verloren. Trotzdem glaube ich, dass dadurch die Idee des Sozialismus nicht für immer diskreditiert ist.

NW: Was sind für Sie die tragenden Werte dieser sozialistischen Idee?

Milan Opočenský: Wir dürfen uns nicht individualistisch verschliessen und die Perspektive einer menschlicheren Gemeinschaft ignorieren. Das hat der Sozialismus zur Geltung gebracht. Vieles von dem, was wir heute für selbstverständlich halten, wie die Beschränkung der Arbeitszeit, sind Errungenschaften der sozialistischen Bewegung. Die Solidarität ist die *edle Tradition der Arbeiterbewegung*. Diese Idee ist auch nach 1989 noch lebensfähig.

NW: Hromádkas Denken offenbart eine überraschende Nähe zu Leonhard Ragaz, gerade auch in der Beurteilung eines Staatssozialismus, der glaubte, auf Demokratie und grundlegende Menschenrechte verzichten zu müssen, um sich so angeblich besser behaupten zu können. Das macht wohl die Aktualität der beiden prophetischen Gestalten aus, dass eingetreten ist, wovor sie gewarnt haben. Könnte es sein, dass sie darum auch heute nicht resignieren, sondern erst recht für eine Erneuerung des Sozialismus eintreten würden? Schliesslich ist der Sozialismus durch sein Zerrbild ja auch nicht widerlegt worden.

Milan Opočenský: Ich bin mit Ihrer These vollkommen einverstanden. Was wir erlebt haben, war eine Abweichung von einem *genuinen Sozialismus*. Die Niederlage des Realsozialismus in den Jahren 1989/90 kann kein gültiges Argument gegen den Sozialismus sein. Es ist nach wie vor notwendig, an eine Alternative zu denken, auch wenn wir diese aus verschiedenen Gründen wohl nicht mehr «sozialistisch» nennen werden. Ich persönlich bin allerdings nicht gegen diese Bezeichnung. Aber sie muss einen neuen Wert bekommen. Wir müssen uns für die Erneuerung der Solidarität und der Zusammenarbeit in der Gesellschaft sowie für die Verteidigung der Menschen- und Arbeiterrechte einsetzen.

Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung müssen auf der Tagesordnung bleiben

NW: Sie sagten am Ferienkurs 1990 der Religiös-sozialistischen Vereinigung, Sie hätten mit Ragaz immer gehofft, dass die christliche Gemeinde zur Erneuerung des Sozialismus beitragen könnte. Was ist von dieser Hoffnung geblieben?

Milan Opočenský: Ich bin nach wie vor überzeugt, dass die *christliche Gemeinde eine Pionierin* in dieser Hinsicht sein kann und darf. Sie soll wirklich Zeichen setzen und im Namen derjenigen sprechen, die ausgeschlossen werden durch den Markt und durch die Globalisierung. Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung sind genuine Aufgaben der christlichen Gemeinde. Leider sind viele Kirchenmenschen dabei, die Vergangenheit abzuschreiben und der Gegenwart gegenüber unkritisch zu sein. Aber diese Probleme müssen auf unserer Tagesordnung bleiben.

NW: Sie sagen: Es muss, es soll, viele resignieren. Was passiert denn tatsächlich?

Milan Opočenský: Ich stelle in meiner Umgebung fest, dass die Zahl der Christinnen und Christen wächst, die mit dem herrschenden *Neoliberalismus* sehr unzufrieden sind und die glauben, dass Alternativen gesucht werden müssen. Ich wiederhole: Wie diese Alternativen benannt werden, ist eine andere Frage, aber sie werden in jedem Fall einer alten sozialistischen Tradition folgen.

NW: Es gab eine Zeit des sog. konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, durch den die Kirchen auf dem Weg waren, einen wichtigen spirituellen Beitrag zur Erneuerung der Gesellschaft zu leisten. Es schien sogar, als hätte der Religiöse Sozialismus in der christlichen Ökumene Einzug gehalten. Warum ist so wenig mehr von diesen verheissungsvollen Ansätzen zu vernehmen?

Milan Opočenský: Es trifft schon zu, dass nach 1989 die Leute von den Entwicklungen in Mittel- und Osteuropa fasziniert waren. Aber die Impulse des Prozesses «Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung» sind immer noch da. *Die zweite Kirchenversammlung* nach Basel 1989, die nächstes Jahr in Graz stattfinden soll und die jetzt von der Europäischen Kirchenkonferenz und dem Rat der Europäischen Bischofskonferenzen vorbereitet wird, soll diese Impulse vertiefen. Zum erstenmal in der Geschichte der ökumenischen Bewegung besteht klare Einigkeit darüber, dass man die Probleme der Welt von den inneren Problemen des Kirchenlebens nicht trennen darf.

Ökonomische Ungerechtigkeit im «Magnetfeld» des Status confessionis

NW: Der Reformierte Weltbund ragt immer wieder durch mutige Stellungnahmen heraus. 1982 hat er an seiner Generalversammlung in Ottawa die Apartheid in Südafrika zum Status confessionis erklärt.

Milan Opočenský: Ja, und zwei südafrikanische Kirchen wurden damals von der Mitgliedschaft im Reformierten Weltbund suspendiert. Die eine ist ausgetreten, und mit der anderen, der sog. Weissen Kirche (DRC), sind wir im Gespräch, um abzuklären, ob sie die Bedingungen der Mitgliedschaft wieder erfüllt.

NW: Zum Status confessionis wurde in den 80er Jahren auch die atomare Rüstung erklärt.

Milan Opočenský: Diese Verurteilung ging damals vom Moderamen des Reformierten Bundes in Deutschland aus.

NW: Ich habe gehört, dass der Reformierte Weltbund eine ähnlich kritische Haltung gegenüber der Verabsolutierung des Marktes und des Profits, einnimmt. Gibt es auch einen Status confessionis gegenüber dem Neoliberalismus?

Milan Opočenský: Einige Leute schlagen tatsächlich vor, dass wir den Status confessionis gegenüber der Globalisierung, verbunden mit der Ausgrenzung ganzer Bevölkerungsgruppen und selbst eines Konti-

nents wie Afrika, erklären. Ich habe vor einem Jahr in einem Vortrag vor der Europäischen Versammlung des Reformierten Weltbundes in Edinburgh verschiedene Bereiche genannt, die zum «Magnetfeld» des Status confessionis gehören. Darunter fallen *Rassismus, Massenvernichtungsmittel, Sexismus, ökonomische Ungerechtigkeit und Ökologie*.

Auch wenn wir nicht zu all diesen Fragen den Status confessionis deklarieren, meine ich, dass wir sie auf einer neuen Ebene abhandeln sollten, nicht mehr auf der Ebene von Ermessensfragen, sondern auf der Ebene von *Glaubensfragen*. Diese Fragen, die wirtschaftliche Ungerechtigkeit eingeschlossen, haben eine neue Qualität bekommen. Im Oktober 1995 war ich an einer Konferenz in Sambia. Dort haben die versammelten Afrikanerinnen und Afrikaner vom Reformierten Weltbund verlangt, dass er gegenüber dem *Ausschluss Afrikas aus der Weltwirtschaft* den Status confessionis erklärt.

Natürlich stellen sich da sehr komplizierte Fragen. Gegenüber der Apartheid war die Ausgangslage klar, das System, dem die Verurteilung galt, war definierbar und greifbar: Es ging um das Regime Südafrikas und um Kirchen, die versuchten, das Apartheidsystem theologisch zu legitimieren. Das war eine häretische Position, die man ohne weiteres verurteilen konnte. Bei globalen ökonomischen Ungerechtigkeiten wird die *Anklage schwieriger,* ihr Gegenstand diffuser. Es ist daher in naher Zukunft wahrscheinlich noch keine unmittelbare Verurteilung dieses globalen Unrechtssystems von seiten des Reformierten Weltbundes zu erwarten. Trotzdem halte ich es für wichtig, diese dringende Frage im «Magnetfeld» des Status confessionis zu behandeln. Es ist notwendig, eine ernste Diskussion – einen Processus confessionis (Bekenntnisprozess) – in den Kirchen einzuleiten.

***NW:** Meine Frage gilt allerdings weniger dem Problem der Globalisierung als vielmehr der Ideologie des Neoliberalismus, die den Markt absolut setzt. Da gibt es doch wohl eine Unvereinbarkeit mit dem christlichen Glauben.*

Milan Opočenský: Ich glaube, dass die Integrität unseres Glaubens durch die Mechanismen des verabsolutierten globalen Marktes auf dem Spiel steht. *Es geht tatsächlich um mein Heil.* Da ich mich an diesen Mechanismen beteilige, muss ich mir immer wieder die Frage stellen: Wem diene ich, Gott oder dem Mammon? Wir wollen auch, dass unsere Delegierten an der nächsten Generalversammlung des Reformierten Weltbundes im ungarischen Debrecen sich diese Fragen stellen und mit diesen Fragen zurück in ihre Kirchen gehen. Thema der Versammlung ist der prophetische Aufruf aus Jesaja 58,6: «Sprengt die Ketten der Ungerechtigkeit».

In einem vorbereitenden Arbeitspapier, das die *Konsultation «Reformierter Glaube und wirtschaftliche Gerechtigkeit»* vom Mai dieses Jahres in Genf zusammenfasst, heisst es, die «Globalisierung der Wirtschaft» bedeute «Versklavung und Ungerechtigkeit», ja diese Situation könne «mit der Entfesselung des alles verschlingenden Götzen Moloch verglichen werden, die zu Ausschluss, Ungerechtigkeit und Tod führt und die Segnungen Gottes leugnet».

Wem gilt unsere letzte Loyalität?

***NW:** Sie haben fünf Bereiche im «Magnetfeld» des Status confessionis erwähnt. Ich vermisse dabei die neuen Nationalismen. Gehören sie nicht auch dazu?*

Milan Opočenský: Sie sind selbstverständlich auch ein wichtiges Thema. Wir müssen immer wieder die Frage stellen: Wem gehört meine letzte Loyalität? Sie kann nicht der nationalen oder kulturellen Identität gelten, sondern nur Jesus Christus. Auch das ist eine Glaubensfrage.

***NW:** In meiner Eingangsfrage habe ich festgestellt, dass Sie aus einem Land kommen, das bis vor kurzem noch Tschechoslowakei hiess und das nun auch auseinandergebrochen ist. Sie gehörten zu den wenigen Intellektuellen, die sich damals in einem Aufruf gegen diese Trennung in Tschechi-*

sche Republik und Slowakei ausgesprochen haben. Wie waren da die Loyalitäten?

Milan Opočenský: Ich glaube, dass es tatsächlich nicht gut war, dass wir uns getrennt haben. Als *loyaler Bürger dieser Tschechischen Republik* muss ich das nun aber hinnehmen. Wenn damals in der Tschechoslowakei allerdings ein Referendum nach Schweizer Muster über diese Trennung in zwei Staaten entschieden hätte, wäre es wahrscheinlich nicht dazu gekommen.

Ich verstehe, dass die *Slowakinnen und Slowaken* sich nach einer eigenen Staatsidentität sehnten. Es war nicht nur eine politische oder ökonomische, sondern auch eine emotionale Frage. Ein Teil meiner Familie lebt in der Slowakei, meine Schwester hat einen Slowaken geheiratet und lebt dort seit mehr als vierzig Jahren. Mein Schwiegersohn ist Slowake. Ich bin mit der Slowakei eng verbunden. Wir haben längere Zeit als zwei Völker in einem Staat zusammengelebt. Es wäre möglich gewesen, weiter zusammenzuleben. Die Trennung ist gewiss schädlich für beide Staaten. Und das in einer Zeit, in der man in Europa auf die Einheit hinarbeitet.

Zur Nachfolge Christi gehört das Nachdenken über Alternativen

NW: Der sich selbst überlassene Markt schafft die Probleme, die der Sozialismus vor 100 Jahren lösen wollte. Nur sind diese Probleme heute so global wie der Markt, der sie hervorbringt, während die politischen Steuerungsmechanismen noch im einzelstaatlichen Postkutschenzeitalter zurückgeblieben sind. Sehen Sie noch eine Alternative zum Kapitalismus? Wenn ja, müsste das nicht eine globale Alternative sein? Und welches wäre der Beitrag der Kirche, die ja wohl noch die letzte funktionierende «Internationale» ist?

Milan Opočenský: Die letzten Jahre haben sehr klar gezeigt, dass die Mechanismen des globalen Marktes für weite Teile unserer Welt schädlich sind, dass man also neue Wege suchen muss. Ich glaube auch, dass die christliche Kirche sich an diesem Suchen nach einer Alternative beteiligen sollte. Wenn wir annehmen, dass durch die *Herausforderung des Neoliberalismus* die Integrität unseres *Glaubens* auf dem Spiel steht, dann können wir uns nicht mit dem Status quo abfinden. Ich glaube fest, dass Jesus Christus im Widerspruch zu jedem Status quo steht. Zur Nachfolge Christi gehört, über Alternativen zu jedem Status quo nachzudenken. Das gilt erst recht in bezug auf Kapitalismus und Neoliberalismus sowie auf die ökonomischen Mechanismen, die in der heutigen Welt vorherrschend sind. Zu dieser Nachfolge sind wir als Einzelpersonen und als christliche Gemeinde gerufen.

NW: Aber konkretere Alternativen sehen Sie noch nicht? Das Beharren auf einem Suchprozess tönt ja noch sehr bescheiden.

Milan Opočenský: Es ist schon sehr wichtig, dass die Menschen das, was ihnen als die *einzige Lösung* angeboten wird, *nicht akzeptieren*. Die Kirche muss dazu aufrufen, kritisch zu sein und nach Alternativen zu suchen. Das gehört zur *prophetischen Aufgabe* der Kirche. Aber es gibt auch konkretere Vorschläge. Einer geht dahin, dass die Kirchen die zivilgesellschaftlichen Ansätze der Veränderung unterstützen sollten. In der Zivilgesellschaft könnten dann auch weiterführende Alternativen entstehen.

NW: Wenn ich von diesem neoliberalen System höre, dass es keine Alternative neben sich duldet, kommt mir zunächst das Buch «Der Mensch ohne Alternative» des polnischen Philosophen Leszek Kolakowski in den Sinn, das freilich als Kritik am realsozialistischen System gedacht war. Nun ist es das «siegreiche» System, das dem Menschen das Denken in Alternativen nehmen will. Wäre damit unsere Hoffnung auf den Sozialismus, ja vielleicht sogar auf das Reich Gottes gescheitert?

Milan Opočenský: Wir können scheitern als diejenigen, die diese Vision repräsentieren, ihr also näherzukommen suchen. Nicht scheitern kann die Hoffnung oder die Utopie, die stets notwendig bleibt. Auch der genuine Sozialismus als Utopie, die er am

Anfang war, bleibt für uns eine Inspiration und Herausforderung. Wenn ich sage: «Ich bin Sozialist», heisst das nicht, dass ich alles bejahe, was im Namen des Sozialismus geschehen ist.

NW: Im Nachwort zu Ihrem Hromádka-Lesebuch steht: «Die unpolitischen Theologen sind nie umstritten. Man kann allerdings fragen, ob sie noch Theologen sind.» Schon dieses Lesebuch war «wider den Strom» veröffentlicht worden. Ihre theologischen Aussagen zur Situation unserer Gesellschaft sind auch nicht eben «pflegeleicht». Wie umstritten ist Milan Opočenský innerhalb des Reformierten Weltbundes und der weiteren Ökumene?

Milan Opočenský: Ich bin dankbar und froh, dass ich in diesen sieben Jahren von meinen Kollegen und Kolleginnen in den leitenden Gremien des Reformierten Weltbundes weitgehend akzeptiert wurde. Auch das Programm der nächsten Vollversammlung geht teilweise zurück auf meine Vorschläge. Anderseits bin ich wahrscheinlich nicht nur in der Tschechischen Republik, sondern auch in gewissen Kreisen des Reformierten Weltbundes *umstritten*. Neulich hat mich ein Theologe in Korea als Linken bezeichnet, der nicht auf der Linie einer orthodoxen Theologie stehe. Auf der andern Seite wäre ich enttäuscht, wenn ich nicht auch ein bisschen umstritten wäre.

Der Kapitalismus gefährdet die menschlichen Beziehungen – auch in der Schweiz

NW: Sie haben dargetan, unter welch schwierigen Bedingungen das christliche Zeugnis in der Tschechoslowakei nach '68 trotz allem möglich war. Ist es heute nicht eher noch schwieriger, in Mittel- und Osteuropa ein so authentisches Zeugnis abzulegen?

Milan Opočenský: Unsere Leute reagieren sehr empfindlich auf «Propheten», die von Genf aus Ratschläge erteilen. Ich habe mir darum eine gewisse Schweigeperiode auferlegt. Die Herausforderung für die Kirche ist heute aber tatsächlich schwieriger, weil die *Fronten nicht mehr so klar* sind. Es gibt viele positive Entwicklungen, für die ich dankbar bin. So kann ich heute mit meinem Reisepass alle Länder in Europa besuchen. Das gleiche gilt für die Rede- und Pressefreiheit, nicht zu reden von der Religionsfreiheit. Aber die Auswirkungen des Neoliberalismus werden zur Versuchung für die Menschen, auch für die Christinnen und Christen. Ich zittere, wenn ich sehe, wie unsere Leute geneigt sind, den Neoliberalismus unreflektiert hinzunehmen, als ob er eine unausweichliche Notwendigkeit wäre. Das ist wirklich eine gefährliche Situation. Dagegen müssen wir uns wehren. In dieser Hinsicht erwarte ich von der Kirche Wachsamkeit, Wächteramt und prophetischen Dienst an der Gesellschaft.

NW: Was sagen Sie zu dem Land, in dem Sie jetzt wohnen?

Milan Opočenský: Ich bin durch meine internationale Arbeit so sehr in Anspruch genommen, dass ich mich vor allem als *Kosmopolit* fühle. Aber die Schweiz ist schon zu unserer *zweiten Heimat* geworden. Wir leben jetzt alles in allem schon vierzehn Jahre hier. Ich bewundere die demokratische Tradition der Schweiz. Auf der andern Seite sehe ich, wie die kapitalistische Wirtschaft auch in der Schweiz die menschlichen Beziehungen gefährdet, Arbeitslosigkeit und Armut steigert und für viele Menschen eine Existenzkrise herbeiführt. Insofern sind wir eigentlich auf der ganzen Welt im selben Boot. Darum bin ich so dankbar für die *Stimme der Neuen Wege*. Vieles, was hier gedacht wird, ist nicht nur für die Schweiz relevant, sondern für die ganze Welt. Ich verstehe die Stimme der Neuen Wege als Mahnung, die aus Solidarität erfolgt. Die Neuen Wege wollen dieser Gesellschaft etwas Prophetisches sagen. Ich wurde davon immer wieder inspiriert und ermutigt.

NW: Auch die religiös-sozialistische Bewegung und unsere Zeitschrift durften von Ihnen in den Jahren vor und nach '89 viel Ermutigung und Anregung erfahren. Eben wieder durch dieses Gespräch, für das ich Ihnen sehr herzlich danke.